

89)

Arbeit.

(Nachdruck verboten.)

Roman in drei Büchern von Emile Zola. Aus dem Französischen
übersetzt von Leopold Rosenzweig.

Die ehemalige Fleischerin mußte nun doch antworten. Sie deutete auf ein Paar in einer Quadrille.

„Da tanzt sie. Ich gebe acht auf sie.“

Julienne tanzte mit Louis Fauchard, dem Sohn des ehemaligen Ausziehers, und schmiegte ihre volle, blühende Gestalt glücklich in den kräftigen Arm des hochgewachsenen, breitschultrigen Mannes mit dem gutmütigen Gesicht, der einer der besten Schmiede der Cr cherie war.

„Also noch ein k nstiges Ehepaar?“ fragte lachend die schöne Madame Mitaine.

Madame Dacheux fuhr erschrocken zusammen.

„Nein, nein, wie können Sie so etwas sagen! Sie kennen ja die Grunds be meines seligen Mannes, er würde aus dem Grabe auferstehen, wenn ich seine Tochter einem Arbeiter gäbe, dem Sohne jener armseligen Natalie, die immer um ein St ckchen Fleisch auf Kredit bettelte, und die er so oft davonjagte, weil sie nicht zahlte.“

Mit leiser und zitternder Stimme erzählte sie sodann, daß ihr Mann ihr häufig in der Nacht erscheine. Selbst als Loter beugte er sie unter seine Tyrannei, zankte und schrie mit ihr in ihren Träumen und sch chterte sie durch teuflische Drohungen ein. Die arme, unbedeutende, verängstigte Frau fand nicht einmal in ihrer Wittvenschaft ein wenig Frieden und Ruhe.

„Wenn ich Julienne gegen seinen Willen verheiratete,“ sagte sie klagend, „würde er mir sicher jede Nacht erscheinen, mich beschimpfen und mich schlagen.“

Sie brach in Thränen aus, und Madame Mitaine tröstete sie, indem sie ihr versicherte, daß im Gegenteil ihre bösen Träume ansh ren würden, wenn sie so viel Glück als möglich um sich verbreitete. Eben kam zögernden Schrittes Natalie, die betrübte Madame Fauchard heran, die einst in unaufhörlicher Sorge gewesen war, wo sie die täglichen vier Liter Wein für ihren Mann hernehmen sollte. Sie litt gegenwärtig nicht mehr unter dem Glend der Armut, sie bewohnte eines der hellen Häuschen der Cr cherie mit ihrem Mann, der, gebrechlich und stumpfsinnig geworden, nicht mehr arbeitete. Sie hatte auch ihren Bruder Fortun  bei sich, der kaum fünfundvierzig Jahre alt war, und aus dem die mechanische, stets gleichbleibende Treitm hlenarbeit, die er seit seinem fünfzehnten Jahre in der H lle hatte verrichten müssen, einen tauben und halbblinden Greis gemacht hatte. Trotz des relativen Wohlstandes, den Natalie dem neuen Pensions- und gegenseitigen Unterstützungssystem dankte, war sie daher nach wie vor eine unglückliche Frau, ein bedauernswerter Ueberrest der Vergangenheit, samt den beiden Männern, ihren Kindern, wie sie sagte, für die sie sorgen mußte. Sie bildeten ein Beispiel der Schmach und der Leiden des Lohnsklaventums, das der jungen Generation als schädliche Lehre vor Augen stand.

„Haben Sie meine Männer nicht gesehen?“ fragte sie Madame Mitaine. „Ich habe sie verloren. Ah, da sind sie!“

Und man sah Arm in Arm wandelnden Schrittes die beiden Schwäger vorbeiziehen, Fauchard, eine menschliche Ruine, wie ein Gespenst der qualvollen und entw rdigten Arbeit, und der jüngere Fortun , ebenso gebrochen und stumpfsinnig wie der andre. Durch die fröhliche, kraftvolle Menge, die erfüllt war von Lebenslust und Zukunftshoffnung, schlichen sie langsam und mühselig dahin, ohne zu verstehen, was um sie vorging, ohne die Gr ie zu erwidern.

„Lassen Sie sie in der Sonne,“ sagte Madame Mitaine. „Das thut ihnen wohl. — Ihr Sohn ist gesund und guter Dinge?“

„O ja, Louis befindet sich sehr wohl,“ erwiderte Madame Fauchard. „In den heutigen Zeiten gleichen die S hne den Vätern sehr wenig. Sehen Sie nur, wie er tanzt. Der wird nie wissen, wie Hunger und Kälte thut.“

Da unternahm die gutherzige Madame Mitaine den Versuch, das Paar glücklich zu machen, das da vor ihr tanzte und sich zärtlich anl chelte. Sie setzte die beiden Mütter neben-

einander und redete so lange liebevoll auf Madame Dacheux ein, bis es ihr gelang, sie zu erschüttern und schließlich zu überzeugen. Sie litt bloß unter ihrer Einsamkeit, sie brauchte fröhliche Enkelkinder, die auf ihre Knie klettern und die Gespenster in die Flucht schlagen würden.

„Ach ja, in Gottes Namen,“ rief die arme kleine Alte endlich, „ich will gern ja sagen, unter der Bedingung, daß ich nicht allein bleibe. Ich habe niemals jemand etwas verweigern können, nur er wollte nicht. Aber, wenn Ihr mir alle zuredet und wenn Ihr mir verspricht, mich zu beschützen, thut was Ihr wollt!“

Als Louis und Julienne erfuhren, daß ihre Mütter ihrer Vereinigung zustimmten, liefen sie herbei und warfen sich ihnen unter Lachen und Thränen um den Hals. Inmitten der allgemeinen Freude war eine neue Freude entstanden.

„Wie könnte man diese jungen Leute trennen wollen“, sagte Madame Mitaine wieder, „die alle mit und füreinander aufgewachsen sind? Ich habe kürzlich meinen Evariste mit Olympie Venfant verheiratet, und ich erinnere mich noch, wie diese als ganz kleines Kind in meinen Laden kam und mein Junge sie mit Kuchen beschenkte. Und wie oft habe ich Louis Fauchard zu Ihrem Laden kommen sehen, Madame Dacheux, um mit Ihrer Julienne zu spielen! Und die Baboquet, die Bourron, die Venfant, die Bonnot, die nun alle untereinander heiraten, die sind alle miteinander groß geworden und waren gute Freunde, während ihre Eltern einander grimmig haten. Sehen Sie, aus diesen Kinderfreundschaften ist jetzt die schöne und gute Ernte der Liebe aufgegangen.“

Sie lachte fröhlich auf in der Freude ihres guten Herzens. Sie hatte noch immer den Duft ledernen, frischgebadenen Drois an sich, in welchem sie so lange Jahre gelebt hatte als schöne blonde Bäckerin. Und rings um sie stieg die allgemeine Lustigkeit, man erzählte sich, daß noch andre Paare sich verlobt hatten: S bastian Bourron mit Agathe Fauchard, Nicolas Bonnot mit Zo  Donnaire. Die Liebe, die göttliche Liebe wirkte rastlos weiter an der Versöhnung, verschmolz die Klassen immer mehr miteinander. Sie hatte diese Ebene befruchtet, hatte die Bäume so mit Fr uchten beladen, daß die Zweige brachen, hatte die Akerjurchen mit so dichten Halmen bedeckt, daß die Garbenreihen von einem Ende des Horizonts bis zum andern wie die Säulen eines Friedenskempels standen. Sie schwebte in dem kräftigen Geruch dieser Fruchtbarkeit, sie führte den Reigen bei all diesen Hochzeitsfesten, aus denen zahllose freiere und glücklichere Generationen entspringen sollten. Und bis in die Nacht, bis der Himmel sich mit funkelnden Sternen bedeckte, dauerte das Fest, eine Siegesfeier der Liebe, die die Herzen einander zuführte, sie miteinander verschmolz, unter Gesang und Tanz des fröhlichen Volkes, das einer Zukunft der Eintracht und des Friedens entgegenging.

Aber inmitten dieser immer mehr anschwellenden Brüderlichkeit gab es einen Mann der alten Zeit, den Gumeister Morfain, der stumm und finster abseits stand und die neue Welt nicht begreifen konnte noch wollte. Er lebte nach wie vor gleich einem prähistorischen Cyclopen in seiner Felsenhöhle dicht bei dem Hochofen, den er zu überwachen hatte; und er lebte dort jetzt allein, als Einsiedler, der nichts mit den heutigen Menschen zu thun haben wollte. Schon als seine Tochter Blanche ihn verlassen hatte, um Achille Gourier, ihrem M rchenprinzen, zu folgen, an dessen Arm sie unter dem Sternenhimmel durch das Felsgel nde gestreift war, schon damals hatte er gefühlt, daß die neue Zeit ihm sein Bestes wegnahm. Dann hatte ein anderer Liebeshandel ihm Dada entfremdet, den gutmütigen jungen Riesen, der an Honorine, die Tochter des Gew rzkr mers und Weinh ndlers Cassiaux, sein Herz verlor. Der alte Morfain hatte sich heftig dieser Heirat widersetzt, voll Verachtung gegen die Familie des jungen Mädchens, die er als Vergifter und Leute von zweifelhafter Ehrlichkeit bezeichnete. Nicht minder geringsch tig sprach sich übrigens das Ehepaar Cassiaux aus, deren B rgerstolz sich dagegen sträubte, ihre Tochter als Frau eines einfachen Arbeiters zu sehen. Gleichwohl hatte Cassiaux, der Kluge und Geschmeidige, zuerst nachgegeben; er hatte nun, nach Schließung seiner Schenke, eine

hübsche Stellung als Oberaufseher in den Genossenschaftsmagazinen inne; die alten Geschichten waren vergessen, und er trug eine viel zu große Anhänglichkeit für die Ideen der Solidarität zur Schau, als daß er sich hätte durch hartnäckige Weigerung schaden wollen. In Dada war die Leidenschaft endlich so stark geworden, daß er sich gegen den Willen des Vaters auflehnte. Es gab eine schreckliche Scene zwischen Vater und Sohn, die den vollständigen Bruch zwischen ihnen herbeiführte. Seit der Zeit hauste der Gufmeister von aller Welt abgeschlossen in seiner Felsenhöhle und lebte nur noch, öffnete nur noch den Mund, um seinen Hochofen zu leiten, ein finsternes, scheues Gespenst vergangener Zeiten.

Nahre um Jahre vergingen, ohne daß der alte Morfain zu altern schien. Er war noch immer der Bezwingen des Feuers, der Riese mit dem gewaltigen Kopf, dem glutverbrannten Gesichte, der Adlernase, den feisglühenden Augen, den wie von Lavaströmen gesuchten Wangen, den geschweiften, blutigroten Lippen, die sich nicht mehr öffneten. Nichts Menschliches schien ihn mehr erreichen zu können in der unzugänglichen Einsamkeit, in die er sich verschlossen hatte, seitdem er hatte sehen müssen, daß sein Sohn und seine Tochter zu den andern, den Neuen übergingen. Blauden hatte mit Achille ein reizendes Mädchen, Léonie, die hold und lieblich erblühte. Dada wurde von seiner Frau mit einem hübschen, kräftigen Jungen, Raymond, beschenkt, der inzwischen groß und klug geworden war und bald selbst heiratsfähig werden würde. Aber der Großvater ließ sich nicht erweichen, er stieß die Kinder von sich, er wollte sie nicht einmal sehen. Alles dies waren ihm Dinge, die sich in einer andren Welt ereigneten und die ihn nicht berührten. Aber während seine menschlichen Gefühle ertötet waren, schien die gleichsam väterliche Zärtlichkeit, die er stets für seinen Hochofen gefühlt hatte, noch gewachsen. Er sah in ihm sein Niesenkind, das von ewigem Feuer durchglühte Ungeheuer, dessen flammende Verdauung er Tag und Nacht, Stunde für Stunde überwachte. Die geringste Verminderung des leuchtenden Glanzes der Abstiche verursachte ihm zärtliche Angst; er verbrachte die Nächte schlaflos, überzeugte sich immer wieder, ob das Gebläse gut funktionierte, umgab das Umgekim mit der bestiffenen Aufmerksamkeit eines Verliebten, ließ sich von der furchtbaren Hitze seiner Muttergüsse achlos die Haut verbrennen. Lucas hatte in anbetend hohen Alters davon gesprochen, ihn in den Ruhestand zu versetzen, aber er hatte nicht den Mut gehabt, diese Absicht auszuführen, angesichts der bebenden Auflehnung, des trostlosen Kummers dieses Gelden der peinvollen Arbeit, dessen Stolz es war, seine Muskelkraft in dem ruhmlosen Kampf mit dem Feuer zu verbrauchen. Die Ruhe konnte ihm nur durch den unaufhaltsamen Fortschritt der Zeit aufgezeugen werden, und Lucas beschloß in seiner Herzengüte, diesen Augenblick abzuwarten.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Sommerhitze und ihr Einfluß auf den Menschen.

Wer jemals in tropischen Ländern geweilt hat, wird bestätigen müssen, daß auch in unsern gemäßigten Zonen mancher heiße Sommertag mit seiner Temperatur an die Durchschnittswärme des äquatorialen Sommers herankommt. Jeder Juli und August bringt eine ganze Reihe von Tagen, an denen die Hitze über 25 Grad Reaumur oder, nachdem jetzt der hunderttheilige Thermometer dekretiert ist, über 31 Grad Celsius im Schatten steigt, was bis auf den Zehntelgrad genau der Durchschnittstemperatur des Monats Juni in Kalkutta entspricht, während die schon etwas seltener, aber doch alljährlich beobachtete Schattentemperatur von 27 Grad Reaumur gleich 34 Grad Celsius diejenige Hitze ist, die die 100 000 Bewohner der Regersstadt Kusa im jubauesischen Bornu während des ganzen Monats April über sich ergehen lassen müssen.

Solchen Ausnahmetemperaturen stehen wir an Kleidung, Wohnungsverhältnissen und hinsichtlich der Art der Ernährung und sonstigen Lebensgewohnheiten gänzlich ungerüstet gegenüber. Körper und Geist werden in geradezu pathologischer Weise beeinflusst, und es zeigen sich nervöse Erscheinungen, die alle Grade von einfacher Anst und Leistungsunfähigkeit bis zu tiefer Betäubung, vorübergehendem Zittern und tödlicher Herzlähmung durchlaufen können. Während aber bei uns die übermäßige Hitze immer nur auf die Dauer von wenigen Tagen bis höchstens einer oder zwei Wochen beschränkt ist und dann nach Eintritt gewaltiger elektrischer Entladungen von Perioden der Abkühlung abgelöst wird, lastet die feierne Schwüle des Tropensommers mit unveränderter Gleich-

mäßigkeit auf den Menschen des Südens, die, um nur bestehen zu können, ihr Leben in weitestem Umfange ihrem Klima anpassen müssen und durch die jahrtausendelange Einwirkung hoher Temperaturen abweichende körperliche und geistige Merkmale erworben haben, die meistens kritiklos der Rasse als solcher zugeschrieben werden, tatsächlich aber nur Folgen der intensiveren Licht- und Wärmewirkung sind.

Wer übrigens glaubt, daß der Norden von solchen Hitze-Altaden, wie sie uns die Hundstage bringen, verschont sei, befindet sich in einem argen Irrtume. In Moskau, wo der Juli der heißeste Monat ist, herrscht um diese Zeit eine Durchschnittstemperatur von 19,5 Grad Celsius, die um 1,3 Grad höher ist als in Berlin, wo der August mit 18,2 Grad der heißeste Monat ist. In Jatzutsk in Sibirien, wo der Thermometer im Januar durchschnittlich 42 Grad unter Null steht, bringt der Juli fast dieselbe mittlere Temperatur wie in Berlin, nämlich 17,2 Grad. Die höchsten dort im centralen Sibirien beobachteten Temperaturen steigen aber bei Jatzutsk im Schatten auf 39 Grad Celsius, während im mittleren Deutschland die Sommerwärme nur ganz ausnahmsweise hier und da einmal über 36 bis 37 Grad steigt. Sogar das gefürchtete Bjerchojansk in Sibirien, das am Kältepole liegt und wo man die ungeheure Winterkälte von 69 Grad des hunderttheiligen Thermometers beobachtet hat, übertrifft mit seiner maximalen Sommerwärme von 38 Grad diejenige Deutschlands noch um ein Weniges.

Die heißesten Gegenden der Erde finden wir natürlich in südlichen Breiten; doch ist keineswegs die Nachbarschaft links und rechts vom Äquator der Landstrich, der von den brennenden Pfeilen des Helios am Schwersten getroffen wird. Von den fünf Hitzezentren der Erde, innerhalb welcher die Jahresmagima über 40 Grad Celsius hinausgehen, berührt nur eines, nämlich das centralafrikanische am mittleren Kongo den Äquator, während die andren weit weg von demselben und zwar zum großen Teile sogar außerhalb des Gürtels der Wendekreise gelegen sind. Das erstgenannte umfaßt die ganze Sahara einschließlich des Sudans und Egyptens, zieht dann quer über Arabien und Persien weg und schließt auch die Tiefebene des Indus und Ganges ein. Temperaturen von 50 Grad Celsius sind hier nichts Ugewöhnliches, und Dubeyrier hat hier bei dem Stamme der Tuaregs sogar einmal 67,7 Grad gemessen. Das nächstgrößte Hitzezentrum ist das nordamerikanische, das den größten Teil von Mexiko und das Gebiet der nordamerikanischen Union zwischen dem Mississippi und den Rocky-Mountains bis weit über den vierzigsten Breitengrad hinaus umspannt. Auch hier steigt in den felsigen Höhenstrichen die Temperatur zuweilen bis auf 50 Grad. Den dritten Hitzeherd bildet Australien mit Ausnahme der Küstenländer, die nicht so entsehrlich wasserarm sind wie das Innere des fünften Kontinents, in dessen Centrum sich Hitze und absoluter Feuchtigkeitsmangel zu einander gesellen. Außer diesen drei großen Hitzeherden existieren dann noch zwei kleinere, nämlich als Fortsetzung des großen asiatisch-afrikanischen die Gegend zu beiden Seiten des Zrawaddi in hinterindischen Birma und die Niederungen am La Platastrom in Argentinien und Paraguay, wo der Thermometer jedes Jahr über 40 Grad Celsius zeigt und an einzelnen Tagen auf 45—50 Grad steigt, wobei stets in Betracht zu ziehen ist, daß alle diese Temperaturen, im Schatten und frei von Strahlungseinflüssen gemessen sind.

Gegenüber so enormen Hitzegraden, die die Temperaturen an den schlimmsten Tagen unserer Hochsommer doch noch um 10 bis 15 Grad übersteigen, ist die Frage gerechtfertigt, wie der menschliche Körper, diese, ohne unmittelbaren Schaden zu nehmen, erträgt. Es ist nun eine bekannte Thatsache, daß die eigne Körperwärme des Menschen, die normalerweise 37 Grad Celsius beträgt, bei schweren Fiebern 40—42 Grad erreicht und in ersten Erschöpfungs- und Schwächezuständen bis auf 34—35 Grad sinkt, im gefunden Menschen doch nahezu die gleiche bleibt, wenn auch die Temperatur der umgebenden Luft sehr weit von diesen mittleren Werten entfernt. Dem der Organismus besitzt Schutzvorrichtungen, die es verhindern, daß die Innentemperatur des Körpers in demselben Maße steigt wie die Umgebung. In erster Linie wirkt in diesem Sinne schon die lederne Oberhaut allein für sich, die ein schlechter Wärmeleiter ist und dem Durchtritt der Außenwärme einen ebenso großen Widerstand entgegensetzt wie dem der Kälte. Während sich aber bei großer Kälte die Oeffnungen der nach vielen Millionen zählenden Schweißdrüsen auf der Oberfläche der Haut schließen und die kapillaren Blutgefäße und Lymphspalten der Oberhaut verengen, soweit dies irgend möglich ist, so daß dem Körperinneren möglichst wenig Wärme verloren gehen kann, öffnen sich in der Hitze alle Poren und es beginnt der Prozeß des Schwitzens, durch den große Wärmemengen, die dem Körper sonst gefährlich werden würden, unschädlich gemacht werden. Die Verdunstung des an die Körperoberfläche getretenen Schweißes erzeugt nämlich Kälte und bewirkt, daß es im Körper nicht leicht zu einer das Leben bedrohenden Wärmestauung kommen kann.

Aus dieser Thatsache lassen sich aber alle bei großer Hitze zu beobachtenden Vorsichtsmaßregeln ohne weiteres ableiten. Hinsichtlich der Kleidung muß alles geschehen, was der Verdunstung des Schweißes — natürlich ohne damit die Gefahr einer Erkältung heraufzubeschwören — Vorschub leisten kann: also poröse und lichte, dem verdunstenden Wasserdampf keinen Widerstand entgegensetzende Unter- und Oberkleider und keine dunkle und raube, undurchlässige Kleidungsstücke, die die einen Austritt suchende Innenwärme aufspeichern und von außen durch die Sonnenstrahlen in ungleich

höherem Grade angeheizt werden als die hellen Stoffe. In zweiter Linie muß für einen ausreichenden Ersatz des durch Schwitzen und Ausatmung verloren gegangenen Wassers durch entsprechendes Trinken gesorgt werden. Es giebt viele Menschen, die gegen das gewiß nicht angenehme Schwitzen, mit dem übrigens doch — sehr zum Nutzen des Körpers — viele giftige und Krankheit erregende Zerfallsprodukte des Stoffwechsels aus dem Organismus fortgeführt werden, solchen Widerwillen haben, daß sie möglichst wenig trinken. Diese Gewohnheit, die bei normalen Temperaturen nicht gerade direkt schädlich ist, wird zur Gefahr bei ungewöhnlich heißer Witterung, weil sie zur Eindickung und Verschlechterung des Blutes und zur Wärmestauung führt. Mit Recht betrachtet man es als ein gefährliches Symptom, wenn ein marschierender oder schwer arbeitender Mensch plötzlich zu Schwitzen aufhört; denn es ist ein Zeichen, daß der Körper an Wasser verarmt und die Gefahr, vom Hitzschlag getroffen zu werden, in nächster Nähe ist.

Am meisten sündigen wir Bewohner gemäßigter Zonen darin, daß wir bei anhaltender Sommerhitze unsere Nahrung nicht den jeweiligen Temperaturgraden anpassen. Die Menge und Beschaffenheit der in den Uebergangszeiten und im Winter genossenen Nahrungsmittel ist darauf berechnet, im Körper bedeutende Wärmemengen zu erzeugen, da er in diesen Jahreszeiten viel Wärme an die Umgebung abgibt. Wenn wir jedoch im Sommer die vom Winter her gewohnte Lebensweise fortsetzen, so thun wir daselbe, wie wenn wir in einem an sich schon von der Sommerhitze durchglühenden Zimmer den großen Ofen mit reichem Feuerungsmaterial beschicken und anzündeten. Wir überheizen die menschliche Maschine und können es dann natürlich vor Hitze nicht aushalten. Es ist darum ganz und gar verfehlt, im Sommer eine Abkühlung durch Trinken von schweren Lager- und Märzenbieren zu suchen, die nur momentan, weil sie auf Eis gekühlt sind, Erleichterung verschaffen, während binnen kurzem Dank der Wirkung des Alkohols und des Malzgehalts des Bieres eine noch viel lästigere Hitzequelle über den Körper flutet als vorher. Der Südländer und Tropenbewohner kennt diese erhitzende Wirkung alkoholischer Getränke und schwerer einweicheicher und fett- und mehlighaltiger Nahrungsmittel sehr genau; er ist von einer Mäßigkeit, die den Nordländer in großes Erschrecken versetzt, deren Nichtbeachtung sich aber an dem in heißen Gegenden weilenden Mitteleuropäer in der Regel bitter rächt. Welche Hitzegrade übrigens der Mensch auf kurze Zeit oder, falls er darauf trainiert ist, selbst stundenlang aushalten kann, dürfte kaum bekannt sein. In manchen Bade-Anstalten bringen Masseur in Kammern, die für die Behandlung von Gicht, Rheumatismus und andren durch Schwitzen zu kurierenden Krankheiten dienen, bis zu zehn Stunden täglich in einer künstlich auf 70—80 Grad Celsius gehaltenen Temperatur zu.

Dr. C. v. Schnatten.

Kleines Feuilleton.

— Der „Mumi“ in den Alpen. Viele Touristen wissen, schreibt die „N. Z. Ztg.“, von einer unliebsamen Begegnung mit einem „Mumi“ oder Zuchtfier zu erzählen. Wie gern man auch das Herdengeläute hört und wie schön es auch ist, sich mitten unter den weidenden Kühen zu finden, so ist es doch geraten, jede Herde respektvoll zu umgehen, wenn man nicht zum voraus den „Mumi“ eingeschlossen oder doch gutartig weiß. Selbst in letzterem Falle ist man nicht ganz sicher, da diese Thiere außerordentlich launisch und durchaus unzuverlässig sind. Den besten Humor haben sie bei gutem Wetter, wo sie oft, eine Siesta haltend, unter einer Wettertanne liegen, während die Kühe grasen. Bei schlechtem Wetter dagegen sind sie viel aufgeregter und reizbarer. Der „Mumi“ ist um so gefährlicher, je näher man ihn bei seiner Semnhüte trifft und besonders auch dann, wenn sich in der Herde eine Kuh befindet, der er besondere Aufmerksamkeit erweist. Daß auffallende Kleider, namentlich solche mit roter Farbe, vermieden werden sollten, ist eine allbekannte Warnung. Auch steht die Thatsache fest, daß ein „Mumi“ das weibliche Geschlecht viel eher verfolgt, als das männliche. Wenn Felsblöde, Tannen, Hüften in der Nähe sind, so kann man sich vor dem verfolgenden „Mumi“ leicht retten, weil man sich leichter drehen kann, als er. Beim Springen in gerader Linie dagegen hat er den Vorteil, da das Tier unglaublich flink und leichtfüßig ist.

Die Sonnen schlagen ihm auf die Augen oder bewerfen den Kopf mit Steinen oder stellen sich tot (zwei bekannte Fälle) oder springen im Zickzack. Böse Tiere werden übrigens sofort entfernt, was manchmal schon nach wenigen Jahren geschehen muß. Bei einem Preise von 1200 bis 1800 Franken bedeutet das keinen geringen Schaden. Auf der Mühlebacher Alp steinigten die Sonnen einen wilden Zuchtfier derart, daß er ein Auge verlor und das andere aufgeschwollen und blutunterlaufen aussah. Um das Tier zu töten, sprangen sie ihm dreimal voraus bis an den Rand eines Abgrundes. Dreimal stürzte ihnen der „Mumi“ nach und stand jedesmal bei der Felswand ganz plötzlich still, obwohl er kaum noch etwas sah. Es giebt auch etwa eine böse Kuh oder ein böses Kind; doch sind diese Tiere äußerst selten. Als ganz sicheres Erkennungszeichen für die Gefährlichkeit aller dieser Vierfüßler gilt das Zähnen oder Triesen der Augen. Sobald das Augenwasser aus den Winkeln heruntertrimit, steht schon eine Art Krankheit, die sich als Wildheit offenbart, in dem

Tiere. Uebrigens macht die Behandlung außerordentlich viel aus. Einen Zuchtfier darf man nicht erzürnen, nicht schlagen; er vergißt keine Beleidigung und sucht sich bei der ersten Gelegenheit zu rächen. Der Senn oder Hirt muß ihm beständig mit Güte, ja sogar mit Schmeicheleien gegenübertreten und bei alledem doch einen bestimmten Willen und eine energische Haltung zeigen. —

Musik.

Die Renaufführung eines alten Werkes aus der Gattung der „komischen Oper“ ist an sich geeignet, gleichsam festlich zu wirken. Diese Gattung, in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts durch die Franzosen Auber und Boieldieu zu ihrer besten Blüte gebracht, würde wohl nur zweier Punkte bedürft haben, um auf höchster Stufe zu stehen: einer Eintheillichkeit an Stelle der Zusammenfügung aus Dialog und Gesang, und in den meisten Fällen litterarisch wertvoller Texte. Auch das Libretto zu Aubers „Maurer und Schlosser“ ist im Grunde eine der Geschäftsarbeiten eines Scribes mit all den üblichen Theaterereignissen; ob es die Mitwirkung G. Delavignes, des Bruders eines bedeutenden Dichters, war, was dem Stück wenigstens einige Charakterbegründung gab, bleibt wohl Geschäftsgeheimnis. Unterhaltlich für das Publikum und dankbar für Regie und Darsteller ist dieses Beispiel von Aubers demokratisch-bürgerlicher Kunst jedenfalls. So war denn seine vorgestrige Wiederaufführung in der *Morwiz-Oper* von vornherein ein begünstigter Abend. Das über Sommeroper im allgemeinen Gesagte gilt natürlich auch hier. Im Anfang that man gut, drei Augen und vier Ohren zuzudrücken, um nicht allzu scharf kritisieren zu müssen; im weiteren Verlauf ging es mit etwas weniger Zudrückung.

Gesanglich besonders interessant war es, zwei verschiedene Tenore nebeneinander zu hören: Georg Runkh als Maurer Roger und Josef Horwiz als adeliger Liebhaber Léon de Merinville. Jener vorteilhaft aus kleineren Bufforollen, dieser mit manchem Vorteil und Nachteil aus größeren Iyrischen Partien (ohne viel Lyrik seinerseits) bekannt. Jener nicht eben im Besitz eines großen, glänzenden Stimmmaterials; dieser mit einem solchen wohl ausgestattet. Jener sein Weniges mit guter Oekonomie und Technik verwertend; dieser sein Vieles ziemlich grob verwendend, mit derben Effekttönen, ohne das nötige Ahrunden des Tones — und was eben die typischen Naturalismen sind. Jener eine sorgfältige gut artistische Natur; dieser der Halbbilletant des Theaters. Usw. In noch einer dritten Tenorpartie erwies sich der Tenorbariton Theo Raben, das Faktotum der *Morwiz-Oper*, für sämtliche Stimmlagen wiederum als der uns längst gut renommierte echte Künstler. Als Rogers Seitenstück, als Schlosser Baptiste, war der Bassist Georg Thoele recht gut, ausgenommen dies, daß er etwas gar stark austrug. Mit der gleichen Einschränkung kam das Spiel Frieda Hawliczels anerkannt werden; im Sprechen und in der deutlichen Gesangssprache war sie wieder musterhaft; im Gesang haperte es namentlich anfangs. Die beiden weiblichen Hauptrollen waren gesanglich wohl an besten vertreten. Margarete Koch, welche die verlegene junge Fran Henriette gab, bewährte sich so, wie wir sie kennen: als eine der besten Opernsoubretten. Die „jugendlich dramatische“ Irna war Katharina Koeder. Zwar hätten ihre Töne diesmal gar oft einer viel größeren Festigkeit bedurft; doch sonst war auch ihr Gesang recht erfreulich, zumal in den weichen hohen Tönen.

Mehr als diese technischen Einzelheiten interessiert uns der Umstand, daß heute, da doch die übrigen Künste sich in frischem Aufschwung befinden, das heitere und heiterste musikalische Drama fast ganz von der Vergangenheit zehren muß. Daß diese Klage hauptsächlich anders wohin gerichtet ist als an die vom Erwerb abhängigen Sommerbühnen, bedarf wohl nicht erst einer besonderen Versicherung. —

Psychologisches.

en. Fize Ideen und Besessenheit. In der „Neurologischen Revue“ hat der Prager Gelehrte Haslkonce eine bedeutende Arbeit über krankhafte Erscheinungen der Gehirntätigkeit veröffentlicht. Zwangsvorstellungen sind oft von lächerlicher, abstoßender oder gefährlicher Natur und entstehen in dem Geist der betreffenden Personen ohne Rücksicht auf die Verhältnisse der Zeit und des Ortes, sie unterwerfen den Kranken gleichzeitig oft einer großen Verlegenheit und Angst und können sogar das Vorpiel zu einem wirklichen Wahnsinnsausbruch sein. Einige Beobachter haben die Zwangsvorstellungen zu einem großen Teil nur als krankhafte Zurüt in gesteigerter Form erklärt.

Die eigentlichen fixen Ideen haben ihren Ursprung in einer wirklichen Erkrankung des Gehirns. Zuweilen erregt auch irgend ein Anblick eine Zwangsvorstellung, ohne daß gleichzeitig oder zuvor eine nervöse Erregung erfolgt wäre. Diese Fälle sind für die gerichtliche Medizin von größter Wichtigkeit. Eine Person sieht zum Beispiel ein Weib und wird plötzlich von einer Zwangsvorstellung befallen, sie müsse damit einen in der Nähe befindlichen Menschen erschlagen. In solchen Fällen erzeugt die Gegenwart einer Person und der innere Widerstreit zwischen der Zwangsvorstellung und dem gesunden Empfinden eine zweite Erregung in dem Kranken, nämlich Verlegenheit und Angst, daß er zu der ihm vordrübenden That gezwungen werden könnte. Zuweilen ist dieses Angstgefühl so groß, daß die Selbstbeherrschung völlig verloren geht, der Widerstand überwunden und das Verbrechen thatächlich aus-

geführt wird. Eine epileptische Veranlagung kann bei solchen Fällen mit im Spiel sein. Der Prager Forscher berichtet den Fall eines jungen zwanzigjährigen Mannes, der der plötzlich auftretenden Zwangsvorstellung unterworfen war, daß er in Wirklichkeit gar nicht existiere. In diesem Fall war kein Angstgefühl damit verbunden, und der Patient war frei von Kopfschmerzen und Schlaflosigkeit. Krankhafte Angst und Zwangsvorstellungen treten häufig nach Ueberanstrengung des Gehirns auf, bei Vergiftungen durch starken Kaffeegegnuß oder durch schädliche Gase, nach hartnäckigen Verdauungsstörungen und bei der Basedowischen Krankheit. Ein weiterer merkwürdiger Fall von Zwangsvorstellungen betraf einen 26jährigen Mann von zurückgebliebener Geistesentwicklung. Er hatte eine unüberwindliche Neigung plötzlich stehen zu bleiben und am Boden liegende Gegenstände zu betrachten, Stücke von Papier, Streichhölzer und Ähnliches, und zu fragen, woher sie wohl kämen, warum sie da lägen usw. Je unbedeutender die Dinge waren, desto mehr erregten sie sein Interesse. Bei einem weiteren Fall bei einer verheirateten kinderlosen Frau, die aus einer nervös veranlagten Familie stammte, bestand eine krankhafte Furcht vor Wagen, Plagianaß und ein Gefühl des Drucks und der Erstickung, wenn sie Gegenstände sah, die von den Wänden oder der Decke herunterhängen. Außerdem konnte sie keinen verschlossenen Gegenstand, weder eine Flasche noch einen Brief, in der Hand halten, ohne sie sofort geöffnet zu haben. Eine schon geöffnete Flasche zu sehen, verurachte ihr ein höchst unangenehmes Gefühl. Ein Mann von 60 Jahren, ein an Nervenschwäche leidender Junggeselle, litt seit seinem dritten Lebensjahre an einer fürchterlichen Angst, wenn er in einem Zimmer Sonnenstrahlen durch den Raum streichen sah. —

Volkstunde.

ok. Wie die Madegassen sich den Tod vorstellen, darüber berichtet der eingeborene Gelehrte Nemisirah: Der Madegasse glaubt, daß der Körper, unabhängig von dem Lebensprincip, eine Seele einschließt, die jedoch nicht unentbehrlich ist und ohne die man noch eine mehr oder weniger lange Zeit leben kann. Der Körper kann ohne die Seele leben; die Seele kann ihrerseits ohne den Körper leben, wenigstens während einer gewissen Zeit und wenn auch in etwas unsicherer Art. Um fortzubestehen, muß der Körper sich von Nahrungsmitteln erhalten, aber ebenso nährt sich die Seele von der Seele der Nahrungsmittel. Da Körper und Seele für einander gemacht sind, können sie nur von einander getrennt leben, indem sie sich gegenseitig schädigen. Sie wenden sich dann alle beide, aber mit ungleichen Schritten, zu dem verhängnisvollen Ende, dem zweiten Tod, dem Nichts. Die Meinung, die die allgemeinste Verbreitung hat, ist, daß die Seele sich von dem Körper des Menschen ein wenig vor dem Ende seines Lebens zurückzieht: elf Monate, sagen die einen, dreizehn Monate, sagen die andern. Aber die Seele geht nicht freiwillig fort — der Tod ist der Bosheit eines Zauberers zuzuschreiben. Es handelt sich also darum, das Werk des Zauberers zu zerstoren; meistens holt man auch den „mpisikidy“ zu Hilfe. Dieser ordnet seine kleinen Körner oder seine Münzen und spricht dabei Zauberformeln, seltsame Ausdrücke, um die Spur der flüchtigen Seele zu entdecken. Bald erklärt er feierlich, daß er sie hat, sie ist in irgend einem Thal oder auf irgend einem Berge; man muß sich an ihre Verfolgung machen. Alle Welt begiebt sich auf den Weg, und man nimmt einen Deckelkorb mit, der dazu bestimmt ist, die Seele einzuschließen und sie nach Hause zurückzubringen. Man kommt an den bezeichneten Ort, aber die Arbeit dauert noch ziemlich lange. Man sucht zunächst die Orte, an denen sie umgeht. Das erfordert mehrere Tage, an denen der Seelenjäger, wenn er sein Handwerk versteht, den Kranken mit größter Sorgfalt behandelt, ihm Hütnähen, Bouillon usw. einflößt. Geht es infolgedessen dem Kranken wieder gut, so kündigt der schlaue Fuchs endlich an, daß er den Aufenthaltsort der Seele entdeckt hat und daß man sie fangen wird. Zu diesem Zweck legt er einige Honigwaben auf ein Pflanzblatt, das auf dem Boden liegt, und dicht dabei stellt er den Korb, dessen Dedel aufgehoben ist. Nach allen Richtungen hin flöht er dann die schrecklichsten Worte aus, über die er verfügt, um den bösen Geistern, die sich der Rückkehr der Seele widersetzen, tödliche Streiche beizubringen. Plötzlich schweigt er, die Augen sind starr auf den Honig gerichtet, der Mund offen, die Arme vorgestreckt. Die Seele, die nur für ihn sichtbar ist, kommt, dreht sich, riecht den Honig und kostet ihn. Vergnügt macht sie sich darüber her und sieht nicht den Jäger, der sie mit dem Korbe bedeckt und eiligst davontreibt, ohne daß sie den geringsten Widerstand leistete. Die Verwandten eilen voraus, die gute Nachricht zu melden und einen fröhlichen Empfang vorzubereiten. Der geschickte Jäger, der Kranke und seine Seele kommen hinterher und zeigen sich an der Thür des Hauses, wo bereits die Zurüstungen zu einem reichlichen Mahle im Gange sind. Man tritt ein, man breitet eine Matte am Ehrenplatz aus, jedermann setzt sich hin, und nun wird der kostbare Korb geöffnet: die Seele ist nicht mehr darin, sie hat inzwischen ihr Gefängnis verlassen und ist in ihre alte Wohnung zurückgekehrt. —

Geographisches.

— Neues von Sven Hedin. Der „Voss. Ztg.“ wird aus Gottenburg geschrieben: Seinem vom 27. April datierten Bericht zufolge, den Hedin aus Charkhit, einige Tagereisen südwestlich vom Lob-Nor sandte, und der an den Herausgeber der „Göttinger

Handelsblättern“ gerichtet ist, war er am 12. Dezember 1900 von dem Hauptlager, das er an den Abhängen des Schimen-tag aufgeschlagen hatte, aufgebrochen und in ostnordöstlicher Richtung gezogen. Nach einem kurzen Besuch beim See Gas, der vom Eise aus gelotet wurde, hielt sich die Karawane auf der gewaltigen, doppelten Gebirgskette Astin-tag auf, die Hedin an drei Stellen kreuzte, um Profile des Gebirgsbaues zu erhalten. Vom Thal Khan-ambal aus, am nördlichen Fuß des Astin-tags, wurde die große Sobiwüste auf einer Linie, die sich westlich von der Stadt Sa-dschan erstreckt, gekreuzt. Man überschritt zuerst einige kleinere Gebirgsketten, in denen es einen Reichtum an wilden Kamelen gab, dann begann die Sandwüste, die schließlich in eine Kamischsteppe überging, in der man überall leidliches Wasser zu Tage fördern kann. Als die Karawane aber auf der andren Seite der Wüste die niedrigen Gebirgsgegenden erreichte, die eine östliche Fortsetzung des Systems Kurrul-tag bilden, fand sie während 12 Tagereisen nicht einen einzigen Tropfen, und die Lage wäre recht kritisch geworden, wenn man nicht am dritten Tage in einer Gebirgsschlucht einen Schneehaufen angetroffen hätte, der den Bedarf deckte. Wilde Kamele kamen in diesen Gebieten in ungläublichen Mengen vor. Hier läßt sich nie ein Mensch sehen, aber in alten Zeiten ist dies anders gewesen, wie sich aus einigen alten Wegen, die Hedin auffand und die durch verwitterte alte Steinhäufen bezeichnet waren, ergab. Auf seiner Marschroute hat Hedin alle Spuren von Kamelen eingeseichnet, so daß sich aus dem Material Schlüsse über die Wanderungen dieser Tiere ziehen lassen. Den Kamelspuren hatte Hedin das Auffinden einer Quelle zu danken. Im weiteren Verlauf seiner Reise kam Hedin zu den im vorigen Jahr entdeckten Ruinen, einem Gebiet, in dem noch die Ortschaften kenntlich waren. Hier gab es Ruinen von Gehöften, Tempeln, Werkstätten und hohen Türmen, die längs eines Weges standen, auf dem einst ein lebhafter Verkehr herrschte und der längs des nördlichen Strandes des ehemaligen Sees Lob-Nor, den Hedin von neuem untersucht, vom eigentlichen China über Sa-dschan nach Ostturkestan führte. Bei den Ruinen wurde ein interessanter Fund gemacht, bestehend in einer großen Menge teils vollständiger, teils fragmentarischer chinesischer Manuskripte. Ein Chinese, der diese später in Charkhit durchsah, erklärte, daß es sich meistens um Privatbriefe handelte, doch seien darin viele geographische Namen angegeben. Nach Aussage jenes Chinesen sollen die Manuskripte 800 Jahre alt sein. Dann führte Hedin eine wichtige Arbeit aus: die Präzisionsabwägung von dem alten Lob-Nor und südwärts zum nördlichen Strand des neuen Sees, des Kara-Noschun. Die Strecke ist 80 Kilometer lang und führt durch völlig sterile Wüste, so daß die Arbeit nur langsam von statten ging. Aber das Ergebnis bestätigte in glänzender Weise die frühere Annahme Hedins, daß der Lob-Nor seine Lage verändert habe. Auf dem Rückwege westwärts nach Ubdal machte Hedin noch eine bemerkenswerte Entdeckung: der Kara-Noschun kehrt tatsächlich nordwärts gegen die alte Senkung zurück, und der ganz neu gebildete See, der hierfür spricht, hat bereits die Hälfte des Weges erreicht. —

Humoristisches.

— Sieh. Er: „Weibchen, an meinem Hemde fehlt ein Knopf.“
 Sie: „Wenn Du jetzt mich nicht hättest!“
 Er: „Na, dann würde der Knopf vielleicht nicht fehlen.“ —

— Ein konsequenter Ehefeind. Der Professor Heberlein ist ein so großer Gegner der Ehe, daß er im Gespräch und beim Schreiben sogar Worte wie e he dem, e he gestern, e he maals vermeidet. —
 („Weggend. Hum. Bl.“)

Notizen.

— „Unsre Pauline“, eine Umarbeitung des Schwanks „Aus der Idylle“, von Gustav v. Moser wird dieser Tage am Görtlinger Wilhelm-Theater aufgeführt werden. —

— Die nächsten Vahrenther Festsspiele finden bereits im Sommer 1902 statt. —

t. Ein neues Laboratorium zur Untersuchung des marinen Tierlebens ist durch die Universität von Kalifornien in San Pedro eingerichtet worden. Die Universität hat die Absicht, das Tierleben von der gesamten Meeresküste von Kalifornien nach und nach untersuchen zu lassen. —

— Eine unmittelbare Bildung von X-Strahlen in der Luft außerhalb des Vacuums der Crookeschen Röhre hat nach der „Naturv. Rundschau“ Herr A. Rodon beobachtet, und zwar bei der gleichzeitigen Entwicklung ultravioletter Strahlen und eines elektrischen Feldes. Zwischen den beiden Platten eines Luftkondensators wird ein elektrisches Feld hergestellt und ein Bündel ultravioletter Strahlen auf die Platte gerichtet. Es entstehen dann X-Strahlen, die sich in derselben Richtung fortpflanzen wie die elektrischen Kraftlinien des Feldes, nach andren Richtungen werden sie nicht ausgestrahlt. Die Wirksamkeit dieser X-Strahlen hängt von der Stärke des elektrischen Feldes, von der Intensität der ultravioletten Strahlen, von deren Wellenlänge und von der Natur der Körper ab, an deren Oberfläche sie entstehen. Ihre Eigenschaften stimmen im allgemeinen mit denen der in Crookeschen Röhren erzeugten X-Strahlen überein. —